



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

***: Vom literarischen Congreß in Wien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Vom literarischen Congreß in Wien.



So oft in den letzten Jahren die Kunde durch die Zeitungen lief, daß die „Männer der Feder“ zusammentreten würden, um das Wohl und Wehe des Schriftthums zu berathen, hohe und tiefe Gedanken auszutauschen und einander Rechenschaft zu geben über den Fortschritt der Arbeit an dem Tempel der Harmonie und Freiheit, in welcher dereinst unsre Söhne sich der Früchte unsers Fleißes erfreuen sollen, so oft entbrannte in meinem Innern ein Kampf zwischen Sehnsucht und Bescheidenheit. Sieh, wenn auch nur im letzten Gliede, in die heilige Schaar einreihen, lauschen zu dürfen den erhabenen Lehren, welche von den Lippen der Geweihten fließen, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die Männer, auf welche die Nation stolz ist, wie schön müßte das sein! lockte die Sehnsucht. Frischlauf, auch du kannst ja den Tintenleck am Finger als Legitimation aufweisen, und Werke von dir harren in den Magazinen der Buchhändler geduldig der Unsterblichkeit. Allein die Bescheidenheit warnte: Was willst du Trostnecht unter den Rittern vom Geiste? Deiner Kleinheit inne werden neben den Großen, deiner Dürftigkeit neben dem Reichthum und Glanz der Könige der Literatur? Sei und bleibe zufrieden in deiner Verborgenheit. Und jedesmal folgte ich, wiewohl mit Seufzen, dem für weise gehaltenen Rathschlage. Doch als es hieß: In Wien, dem schönen, heitern, gemüthlichen Wien, ist in diesem Jahre großer, allgemeiner Parnasß, nicht nur die Blüte der deutschen, sondern aller Nationen wird dort vereinigt sein, da war kein Halten mehr. Und ich bereue das Wagniß keineswegs. Nicht niedergedrückt, sondern gehoben kehre ich in meine Heimat zurück, denn nun weiß ich, wie schön und wie ehrenvoll und wie leicht es ist, ein bedeutender Schriftsteller zu sein.

Noch unmittelbar unter den mächtigsten Eindrücken abgefaßt, wird mein Bericht vielleicht etwas ungeordnet ausfallen, dafür aber desto frischer und treuer sein.

Hätte Schiller mir die Wendung nicht vorweg genommen, so würde ich ausrufen: Wer zählt die Völker, nennt die Namen! Und sie hätte hier unstreitig größere Berechtigung als bei der Schilderung eines griechischen Volksfestes.

Vom Reno und vom Seinestrand,
Von Deutsch-, Hol-, Ruß- und Engelland,
Indianer, Indier und Dänen,
Hispanier, San Marinesen,
Magyaren, Polen und Rumänen
Sind gastlich da beisamm' gewesen!

Und nicht etwa die ersten besten, kein Publicum, nein, jeder einzelne eine Celebrität. Die Antwort auf die Frage nach dem Namen dieser oder jener Persönlichkeit begann unausweichlich mit demselben Prädicate: der berühmte Roman-
dichter A., der berühmte Dramatiker B., der berühmte Publicist C. u. s. w.,
lauter Berühmtheiten, und ich — war froh, wenn ich mich wenigstens erinnerte,
den Namen schon einmal gehört zu haben. Die meisten waren mir gänzlich
fremd. So reich ist die Gegenwart an Sternen erster Größe. Ist es da nicht
eine Lust, zu leben?

Wohl mußte ich einige Enttäuschungen dulden. Die beiden Größten fehlten.
Victor Hugo mochte kosmische Störungen befürchtet haben, wenn er den Mittel-
punkt der Welt vorübergehend nach Wien verlegte, und Berthold Auerbach ent-
schuldigte sich damit, daß er alt geworden sei. Der Glückliche hat erst jetzt ge-
merkt, was seine Leser schon seit zwanzig Jahren wissen. Ueber diese schöne
Selbsttäuschung scheint Friedrich Bodenstedt schon hinweg zu sein. Er war in
Ermangelung Hugos und Auerbachs der erklärte Held — wenigstens der ersten
Zusammenkunft. Zu seinen Füßen lag stets ein Kranz mehr oder weniger reifer
Damen, er nahm deren Huldigungen gnädig auf, und während um die Lippen
noch ein Abglanz alter Siegesfreude spielte, sprach der wehmüthige Ausdruck
der Augen: Kommt nur näher, sonnt euch in den Strahlen meines Geistes und
meiner Schönheit, es ist keine Gefahr mehr dabei. Dann zog er seine Bonbonniere
aus der Tasche und reichte jeder Verehrerin ein Sprüchlein, ein frisches Stück-
lein Zuckerwerk aus Mirza Schaffys Küche. Ein wißbegieriger Franzose ent-
deckte in diesem Kreise zu seiner höchsten Befriedigung, daß die Oesterreicher
unmöglich zur germanischen Race gehören könnten, da so kühn geschwungene
Nasen, so schwarze Haare und solche jeder Beschreibung und jedes Gürtels spot-
tende Formenfülle, wie er an Bodenstedts Hofdamen bewunderte, bei Deutschen
nicht gefunden würden. Ich verwies ihn an den Mann, in welchem Mirza
Schaffy bald den überlegenen Rivalen erkennen sollte, an Lazarus den Weisen,
oder wie er selbst sich bescheiden benamst, den „Völkerpsychologen,“ der sich ja
auch darauf verstehen muß.

Daß dieser Lazarus nicht der Mann aus dem Evangelium ist, war mir
schon länger bekannt; nun habe ich aus seinem Munde gehört, daß er „von den
germanischen Völkern“ ist, und daß alle europäischen Völker von einander lernen
können, weil allen Völkern die Wörter Idee und Amen gemeinsam sind. Der
Gedanke, daß wir nicht mehr nöthig haben, uns mit fremden Sprachen zu
plagen, sondern getrost jeden Ausländer mit „Idee“ anreden dürfen, um zur
Antwort „Amen“ zu erhalten — das Bild einer solchen Freimaurerei übte
eine unbeschreibliche Wirkung auf die Versammlung aus, sogar auf das
Orchester, welches sofort die Marsseillaise anstimmte. „Aux armes!“, und da
keine anderen Waffen zur Stelle waren, griffen wir beherzt zu Messer und
Gabel, deren Idee ja auch allen europäischen Völkern gemeinsam ist. Lazarus

aber war der Held für die weitere Dauer des Congresses — mit einer kurzen Unterbrechung.

In die Festwoche fiel nämlich der Geburtstag Heinrich Laubes, er wurde durch eine Deputation beglückwünscht, und als die Internationalen ihre erste Sitzung hielten, kam das Geburtstagskind — ganz zufällig natürlich — erst als die Verhandlungen schon in vollem Gange waren. Wie man einen beliebten Schauspieler bei seinem Auftreten, ohne Rücksicht auf die Dichtung, mit Handklatschen begrüßt, so durchbrach beim Auftreten des alten Theaterdirectors der Applaus den Bericht des Herrn Vermina, welcher soeben auseinandersetzte, daß die Gründung eines internationalen Lesecabinetts in Paris ein Bedürfniß der fortschreitenden Civilisation sei — und feierlich wurde der Ankömmling zum Ehrenplatz geleitet. So weit hatte es doch weder Bodenstedt noch Lazarus gebracht.

Auch nicht Don Juan Fastenrath, Ehrenspanier aus Köln, der eine besondere Auszeichnung wohl verdient hätte. Es ist unsaßbar, daß die Mittheilungen dieses Schriftstellers nicht wenigstens eine Haufe an allen Börsen veranlaßt haben. Denn er berichtete aus bester Quelle, nämlich aus dem Munde eines (wie es scheint „ungenannt bleiben wollenden“) französischen Literaten, welcher an dem Calveronfeste in Madrid theilgenommen hatte, daß „die französische Republik Frieden wolle mit allen Brüdern, auch mit den deutschen Brüdern.“ Und bei dieser Versicherung war es nicht geblieben. Don Juan Fastenrath, ein kluger Politiker, hatte den französischen Bruder sofort durch einen öffentlichen, feierlichen Bruderkuß verpflichtet und den Bund besiegelt. Folglich können wir jetzt ruhig der Zukunft entgegensehen, das stehende Heer abschaffen und die Festungen schleifen. Doch Don Juan Fastenrath hatte noch mehr in seinem Säckel, ein Sendschreiben eines echten Spaniers und großen Staatsmannes, des Don Emilio Castelar, welcher sich über die antisemitische Bewegung in Deutschland tief bekümmert zeigt. Er glaubt, dieselbe sei gegen die Gewissensfreiheit gerichtet, und prophezeit, daß Deutschland, „wenn es sich in einen Paladin der religiösen Intoleranz verwandeln würde, um seinem Ursprung untreu zu werden und einen Meineid an seinen Sdeen zu begehen, gar bald vom Planeten verschwinden werde, wie alle selbstmörderischen Nationen.“ Als diese Worte verlesen worden waren, bemerkte jemand in meiner Nachbarschaft, es sei von Herrn Castelar eine Unverschämtheit, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, über die er sich so mangelhaft unterrichtet habe, wie seine Verwechslung einer socialen und Racenfrage mit einer religiösen beweise. Und was den kölnischen Sancho Pansa dieses neuen Don Quixote betreffe, so — doch ich will mich nicht zum Verbreiter so uuehrerbietiger Aeußerungen machen. Auch war die große Majorität der Anwesenden ganz entgegengesetzter Ansicht. Sie spendete enthusiastischen Beifall, und in engerm Cirkel wurde sogleich beschloffen, die Höflichkeit durch Absendung einer Adresse an Castelar zu erwidern.

Anschließend an dessen Satz: „Man begreift nicht Amerika ohne seine Republik, Frankreich ohne seine Demokratie, England ohne sein Parlament, Italien ohne seine Kunst, Spanien ohne seinen Heldenmuth, aber noch weniger begreift man Deutschland ohne seine religiöse Freiheit,“ wird die Adresse aussprechen: „Wir begreifen nicht Spanien ohne seine bombastischen Redensarten und seine Weine. Die erstern gedeihen, wie wir sehen, noch aufs erfreulichste; wenn Spanien aber fortfährt, seine Weine so unmäßig mit Sprit zu versehen, so wird es bald von den Weinkarten der civilisirten Welt verschwinden, wie alle weinpanfchenden Nationen. Thun Sie das Ihrige, großer Bürger, um den Ruhmeschild Ihres Vaterlands fleckenlos zu erhalten!“

In der Reihe der großen Schriftsteller, welche durch neue und kühne Gedanken die Welt beglückten, muß auch, und nicht als der letzte, Dr. Oskar Blumenthal aus Berlin genannt werden. Derselbe verlangte ein Büchertitelschutzgesetz. Ohne Frage werden die Regierungen sich beeilen, dieser Anregung nachzukommen und interne und internationale Patentämter für Titelfinder zu constituiren. Für diesen Fall habe ich mir schon eine Anzahl von Titeln notirt, welche ich registriren zu lassen gedenke, z. B. Bibel, Katechismus, Kalender, Handbuch, Taschenbuch, Zeitung, Tageblatt und andre mehr. Sehen Sie sich nur vor, daß Ihnen nicht nachgewiesen wird, der Titel „Grenzboten“ sei schon früher gebraucht worden und daher fremdes Eigenthum. Die Prozesse, zu welchen dergleichen Streitigkeiten führen müssen, werden nicht immer leicht zu entscheiden sein. Aber mindestens wird dann dem jetzigen rechtlosen Zustande ein Ende gemacht sein, in welchem jemand, der nichts sein eigen nennt als einen originalen Titel und sich zu diesem Titel ein Buch schreibt, ruhig mit ansehen muß, daß ein anderer, der ein gutes Buch geschrieben hat, einen ähnlichen Titel für dasselbe wählt und damit die unangenehmsten Verwechslungen möglich macht.

Gute Titel scheinen selten zu sein, aber auch Ideen müssen nicht so auf allen Gassen herumlaufen, wie nach Lazarus das Wort Idee. Denn sobald auf den beiden Congressen weder von der Wiener Gastlichkeit, noch von den Wiener Frauen die Rede war, drehten sich die Verhandlungen um den Schutz des Eigenthumsrechts an Ideen. Der monumentale Satz Hugos: „Das literarische Eigenthum ist ein Eigenthum“ wurde so unablässig variirt und commentirt, und so unermüdet wurde nachgewiesen, daß dieses Eigenthum noch immer nicht genug geschützt sei, daß ein österreichischer Ministerialbeamter sich das etwas boshafte Vergnügen machen durfte, in einer Bankettrede hervorzuheben, daß die auf materielle Ziele gerichteten Bestrebungen der literarischen Associationen zugleich eine moralische Bedeutung hätten.

Dann und wann freute man sich allerdings darüber, daß die Ideenpolizei noch nicht mit voller Strenge ihres Amtes waltet. Denn wenn z. B. jemand das ausschließliche Vertriebsrecht auf den Gedanken erworben hätte, daß der Name des Wiener Schriftstellervereins „Concordia“ ein Symbol sei und als

Symbol von allen Theilnehmern acceptirt werden solle, was wäre dann aus den meisten Begrüßungsreden und Toasten geworden? Die Wiener aber lieferten einen neuen Beweis ihres Talents, liebenswürdige Wirthe vorzustellen, indem sie auf das schöne, ihnen doch zunächstliegende Leitmotiv gänzlich verzichteten, und sich den Anschein gaben, als hörten sie etwas völlig neues, wenn immer und immer wieder ein Gast ihnen mittheilte, was „Concordia“ eigentlich bedeute. In Wahrheit herrschte die schönste Eintracht. Wenn jemand seinen Abscheu vor literarischer Freibeuterei recht drastisch ausprägte, so acclamirten immer am lautesten diejenigen, auf welche dem Flüstern ihrer Nachbarn zufolge die Anzüglichkeiten hauptsächlich gemünzt waren. Nur einmal drohte Discordia, als Mr. Ratisbonne — übrigens nicht jener Mr. Regensburger, welchen ich mich recht erinnere, die allerseeligste Jungfrau persönlich aus der Synagoge in die Gesellschaft Jesu geführt hat, sondern nur dessen Nefte — den Antrag zur Abstimmung gebracht wissen wollte, der Congreß solle vom Zaren die Begnadigung eines Deportirten erbitten. Da ergab sich ein wüßtes Durcheinander von politischen Meinungen, nationalen Wünschen und Befürchtungen. Hier wehrte einer den Versuch ab, den Congreß in Politik zu verwickeln, dort empörte ein anderer sich gegen den Gedanken, einem Selbstherrscher bittend zu nahen, und die Russen besorgten schlimme Folgen für sie selbst, wenn der Gegenstand verhandelt würde. Zum Glück schlug die Stunde zu einer Lustfahrt, die Frage blieb unerledigt, und Concordia trat wieder in ihre Rechte.

Ist überhaupt irgend etwas erledigt worden? Außer den verschiedenen Menüs wüßte ich nichts zu nennen. Nicht einmal alle vorgemerkten und vorbereiteten Tischreden konnten an den Mann gebracht werden. Glücklicherweise diejenigen Autoren, welche sich in Reime verwickelt hatten, denn deren unsterbliche Ergüsse (einer davon betitelte sich lustigerweise „Impromptu“) gelangten wenigstens gedruckt in unsre Hände.

Und ziehe ich nun am Schlusse der Festwoche das Facit, so kann ich die Zeit nicht als verloren ansehen. Ich habe bekannte und unbekanntere Berühmtheiten in Menge kennen gelernt, wenigstens ein Schock Ansprachen und Antworten, Dankreden und Trinksprüche gehört (oder doch überhört), Spazierfahrten gemacht zu Wasser und zu Lande, auf Bergspitzen und in Thalgründen bankettirt, mir im Theater blühenden Unsinn vorspielen lassen, Walzern und Schnaderhüpfern gelauscht und sehr oft die feierliche Versicherung entgegengenommen, daß ich durch solch rühmliches Thun viel dazu beigetragen habe, den Weltfrieden zu befestigen, die Freiheit zu vertheidigen, Gesittung und Aufklärung zu verbreiten. Ich nehme die Ueberzeugung mit nach Hause, daß die Regierungen, ob monarchische, parlamentarische oder republikanische, nichts besseres thun könnten, als zu abdıciren und das Regiment der civilisirten Erde in die Hände der Association littéraire und des deutschen Schriftstellerverbandes zu legen, welche binnen kürzester Frist, in wenigen Sitzungen mit und ohne Bier und Cham-

pagner, das Himmelreich auf Erden verwirklichen würden. Dementsprechend bin ich zu dem Bewußtsein meiner eignen Bedeutung gelangt. Und das alles zusammen ist wohl eine Reise nach Wien werth!

* * *



Die akademische Kunstausstellung in Berlin.

Von Adolf Rosenberg.

2.



enre und Landschaft sind die Matadore. Es ist immer so gewesen. So lange es Kunstkritiker von Profession giebt — die Sorte existirt erst seit etwa hundert Jahren —, so lange läßt sich aus ihren Jeremiaden auch nachweisen, daß Genre und Landschaft immer das Uebergewicht, numerisch wenigstens, über die sogenannte „ideale“ Malerei gehabt haben. Goethe hat sich auch darüber geärgert. Aber seine Versuche, durch Preisaufgaben den Sinn für den hohen Stil in der Malerei zu wecken, verschlugen ebensowenig etwas wie in unsrer Zeit die Bemühungen der „Verbindung für historische Kunst.“ Nur der Staat kann durch Bestellungen der Malerei großen Stils aufhelfen. Es ist wirklich immer so gewesen. Als der Enthusiasmus der Geistlichen, der Gemeinden und einzelner Personen aus dem Laienstande in Italien, Deutschland, Spanien und den Niederlanden nachgelassen hatte, als die kirchliche Kunst in Verfall gerieth und die Künstler deshalb genöthigt waren, sich in der Welt umzusehen, wurde die realistische Kunstanschauung geboren. Den Künstlern wurden nicht mehr die Stoffe dictirt, sondern die Künstler dictirten sie dem Publicum, indem sie demselben eine neue Welt eröffneten. Aus der Nachfrage wurde ein Angebot. Bilder waren nicht mehr das Privilegium der Kirchen, sondern die Kunst kehrte ins Haus ein und mußte sich demnach auch den Bedürfnissen des Hauses anbequemen. Das Individuum aber will sich im Individuum oder in der für seine subjective Stimmung zurechtgemachten Natur spiegeln, nicht in den Heroen der Weltgeschichte. Erst in neuerer Zeit, seit Friedrich dem Großen, allgemeiner seit der großen französischen Revolution, ist der Heroencultus auch in Haus und Familie eingezogen. Aber man bethätigt ihn durch Porträts, Büsten und Statuen. Die historische Malerei gewinnt durch ihn wenig an Terrain. Die Vervielfältigung durch Steindruck, Photographie und Felfarbendruck läßt die